

Das Tagebuch von Adam und Eva

I

Auszüge aus Adams Tagebuch

Montag. Dieses neue Geschöpf mit den langen Haaren ist mir sehr im Wege. Es hängt sich immer an mich und läuft mir nach. Das liebe ich nicht, ich bin nicht an Gesellschaft gewöhnt. Ich wünschte, es bliebe bei den anderen Tieren ... Bewölkt heute, Ostwind, wir werden wohl Regen bekommen ... Wir? Woher habe ich das Wort? Jetzt erinnere ich mich, das neue Geschöpf gebraucht es.

Dienstag. Habe den großen Wasserfall erforscht. Ich halte ihn für das Schönste auf dem ganzen Grundstück. Das neue Geschöpf nennt ihn Niagarafall, warum, das weiß ich wirklich nicht. Sagt, er sieht ganz so aus wie der Niagarafall. Das ist kein vernünftiger Grund, sondern purer Eigensinn und Unverstand. Ich habe gar keine Möglichkeit mehr, etwas selbst zu benennen. Ehe ich Einspruch erheben kann, benennt das neue Geschöpf alles, was einem in den Weg kommt. Und immer wird der selbe Vorwand gebraucht: es sieht wie dies oder jenes aus. Da ist zum Beispiel der Dodo. Im gleichen Augenblick, wo man nach ihm schaut, sagt es, man erkennt sofort, dass er "wie ein Dodo aussieht". Zweifellos wird er den Namen behalten. Ich hab's satt, mich darüber aufzuregen, und außerdem hilft's nichts. Dodo! Er sieht einem Dodo nicht ähnlicher als ich.

Mittwoch. Baute mir einen Unterschlupf gegen den Regen, konnte ihn aber nicht in Ruhe für mich genießen. Das neue Geschöpf drängte sich mit hinein. Als ich es hinauswerfen wollte, vergoß es Wasser aus beiden Höhlen, womit es schaut, wischte es mit dem Rücken seiner Pfoten weg und machte ein Geräusch wie manche andere Tiere, wenn sie unglücklich sind. Ich wünschte, es redete nicht, aber es redete immer. Das klingt, als wollte ich dem armen Geschöpf eins versetzen und mich über es lustig machen, ist aber nicht so gemeint. Ich habe die menschliche Stimme bis jetzt noch nie gehört, und jeder neue fremdartige Ton, der in die feierliche Stille dieser verträumten Einöde dringt, ist meinem Gehör zuwider und wirkt wie ein falscher Ton. Und dieser neue Laut ist so nahe bei mir, genau an meiner Schulter, genau an meinem Ohr, erst auf der einen, dann auf der anderen Seite, und ich bin nur Laute gewöhnt, die mehr oder weniger von mir entfernt sind.

Freitag. Ich kann tun, was ich will, das Benennen geht rücksichtslos weiter. Ich hatte für das Grundstück einen ganz trefflichen Namen, einen Wohlklingenden und hübschen: Garten Eden. Heimlich nenne ich ihn weiterhin so, aber nicht mehr öffentlich. Das neue Geschöpf sagt, er besteht aus lauter Wald, Felsen und Landschaft und hat deshalb keine Ähnlichkeit mit einem Garten. Sagt, er sieht aus wie ein Park und ähnelt nichts anderem als einem Park. Folglich hat er, ohne dass ich gefragt wurde, einen neuen Namen erhalten: Niagara-Fall-Park. Das kommt mir ziemlich anmaßend vor. Und da steht auch schon ein Schild: "Bitte, den Rasen nicht betreten!"
Mein Leben ist nicht mehr so glücklich wie früher.

Sonnabend. Das neue Geschöpf isst zu viele Früchte. Höchstwahrscheinlich werden wir bald damit zu Ende sein. Wieder "wir", das ist sein Wort und jetzt auch meins, weil ich es so oft höre. Sehr viel Nebel heute morgen. Ich selber

gehe nicht im Nebel aus. Aber das neue Geschöpf tut's. Es geht bei jedem Wetter aus und tappt mit seinen schmutzigen Füßen geradewegs wieder herein. Und redet. Sonst war 's immer so angenehm still hier.

Sonntag. Glücklicherweise überstanden. Dieser Tag wird immer trübseliger. Vergangenen November wurde er als Tag der Ruhe ausersehen und geweiht. Vorher hatte ich bereits sechs Ruhetage in der Woche. Heute morgen entdeckte ich, wie das neue Geschöpf mit Erdklumpen Äpfel von dem verbotenen Baum herabzuwerfen versuchte.

Montag. Das neue Geschöpf sagt, sein Name sei Eva. Ganz recht, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Sagt, ich solle es so rufen, wenn ich wünsche, dass es zu mir komme. Darauf entgegnete ich, dann sei der Name überflüssig. Durch dieses Wort stieg ich offensichtlich in seiner Achtung, und es ist in der Tat ein großartiges, treffliches Wort, das verdient, wiederholt zu werden. Das neue Geschöpf sagt, es sei kein Es, sondern eine Sie. Das kommt mir recht zweifelhaft vor, ist mir im Grunde aber einerlei; meinetwegen kann sie sein, was sie will, wenn sie nur für sich bleiben und nicht reden wollte.

Dienstag. Sie hat das ganze Grundstück mit scheußlichen Namen und Schildern verhandelt: "Zum Wirbel der Winde" - "Zur Ziegeninsel" - "Zur Höhle". Sie sagt, der Park würde eine nette Sommerfrische abgeben, wenn sowas in Mode käme. Sommerfrische, wieder so eine Erfindung von ihr. Nichts als Worte ohne Sinn. Was ist eine Sommerfrische? Doch man fragt sie besser nicht danach, sie hat eine richtige Erklärungssucht.

Freitag. Sie ist darauf verfallen, mich anzuflehen, dass ich den Wasserfall nicht mehr überqueren soll. Welchen Schaden kann das schon anrichten? Sie sagt, es mache sie schauern. Ich verstehe nicht, warum, ich hab's immer getan, bin immer gern ins kühle Nass getaucht. Ich nahm an, dazu wäre der Wasserfall da. Ich kann keinen anderen Zweck in ihm entdecken, und für irgend etwas muss er doch geschaffen sein. Sie sagt, der Wasserfall sei wie das Rhinoceros und das Mastodon nur um der Landschaft willen geschaffen. Ich überquerte den Fall in einem Fass, das befriedigt sie jedoch nicht. Überquerte ihn in einem Zuber, das gefiel ihr auch nicht. Durchschwamm den Wirbel und die Stromschnellen in einem Feigenblattkostüm, das aber schweren Schaden litt. Deswegen heftige Vorwürfe wegen meiner Verschwendungssucht. Ich werde hier zu sehr belästigt. Ich brauche einen Ortswechsel.

Sonnabend. Letzten Dienstagabend bin ich auf und davon gegangen, war zwei Tage unterwegs, baute mir an einem einsamen Ort einen neuen Unterschlupf und verwischte meine Spuren, so gut ich konnte. Aber sie spürte mich mit Hilfe eines Tieres auf, das sie gezähmt hat und Wolf nennt; sie kam herein, machte wieder dieses Wasser aus den Höhlen, womit sie schaut. Ich sah mich gezwungen, mit ihr zurückzukehren, will mich aber bei nächster Gelegenheit wieder auf und davon machen. Sie gibt sich mit viel dummem Zeug ab; unter anderem will sie herausbekommen, warum die Tiere, die Löwen und Tiger heißen, von Gras und Blumen leben, obwohl ihre Zähne es als ihre Bestimmung ausweisen, einander aufzufressen. Das ist töricht, denn wenn sie das täten, würden sie sich gegenseitig umbringen, und damit würde meiner Meinung nach eingeführt, was man "Tod" nennt. Mir ist aber gesagt worden, der Tod habe den

Park noch nicht betreten. In mancher Hinsicht ist das schade.

Sonntag. Glücklich überstanden.

Montag. Ich glaube zu wissen, wozu die Woche da ist, nämlich um einem die Muße zu geben, sich von der Mühsal des Sonntags zu erholen. Anscheinend ein guter Gedanke ... Sie ist wieder auf jenen Baum geklettert. Ich warf mit Erdklumpen nach ihr, damit sie herunterkam. Sie sagte, es habe doch niemand gesehen. Scheint dies für eine genügende Rechtfertigung zu halten, um die gefährlichsten Dinge zu wagen. Sagte ihr das. Das Wort "Rechtfertigung" erregt ihre Bewunderung und wohl auch ihren Neid. Es ist ein treffliches Wort.

Dienstag. Sie erzählte mir, sie wäre aus einer Rippe meines Körpers gemacht worden. Das ist höchst fraglich, wenn nicht noch mehr. Ich vermisse keine Rippe ... Sie ist in großer Sorge, um den Bussard, sagt, Gras bekommt ihm nicht, fürchtet, sie kann ihn deshalb nicht großziehen, meint, er sei dazu bestimmt, von verwestem Fleisch zu leben. Der Bussard muss so gut wie möglich mit dem, was für ihn vorgesehen ist, groß werden. Wir können nicht dem Bussard zuliebe das ganze Weltsystem umstoßen.

Sonnabend. Gestern fiel sie in den Teich, als sie sich, wie sie's zu tun pflegt, darin betrachtete. Sie ist beinahe ertrunken, und sie sagte, das sei höchst unbehaglich gewesen. Deshalb bedauerte sie die Geschöpfe, die im Wasser leben und die sie Fische nennt; denn sie fährt fort, Dinge mit Namen zu versehen, die keine brauchen und nicht kommen, wenn man sie mit diesem Namen ruft; sie zieht keine Folgerungen daraus, sie ist eben ein Dummkopf. So holte sie denn eine Menge Fische aus dem Teich, brachte sie gestern Abend herein, legte sie in mein Bett, um sie zu wärmen. Ich habe sie jedoch den ganzen Tag immer wieder beobachtet und merke nicht, dass sie etwa glücklicher wären als vorher, merke nur, dass sie beträchtlich stiller sind. Wenn es Nacht wird, werfe ich sie einfach vor die Tür. Ich will nicht abermals mit ihnen schlafen, denn ich finde sie feucht und glitschig, und wenn man nichts anhat, ist's wenig angenehm, zwischen ihnen zu liegen.

Sonntag. Glücklich überstanden.

Dienstag. Jetzt hat sie sich mit einer Schlange eingelassen. Die anderen Tiere sind froh darüber, denn sie stellte immer Versuche mit ihnen an und quälte sie; auch ich bin froh, weil die Schlange redet, was mir etwas mehr Ruhe verschafft.

Freitag. Sie erzählt, die Schlange rate ihr, die Frucht jenes Baumes zu kosten, und sage, das würde eine großartige, treffliche, herrliche Fortentwicklung zur Folge haben. Ich erwiderte ihr, es würde noch eine andere Folge haben, der Tod würde dadurch in die Welt kommen. Das war ein Fehler von mir, diesen Hinweis hätte ich lieber für mich behalten sollen; denn er brachte sie nur auf den Gedanken, dass sie dann den kranken Bussard retten und den verzweifelten Löwen und Tigern frisches Fleisch verschaffen könnte. Ich riet ihr, sich von dem Baum fernzuhalten. Sie entgegnete, das wollte sie gerade nicht. Ich sehe Unheil voraus. Will fort von hier.

Mittwoch. Ich habe eine bewegte Zeit hinter mir. Gestern Abend floh ich und

ritt die ganze Nacht hindurch auf einem Pferd, so schnell dieses nur laufen konnte. Ich hoffte, unbehindert aus dem Park zu entkommen und mich in irgendeinem anderen Lande zu verbergen, bevor das Unheil, herein bräche. Aber so sollte es nicht sein. Ungefähr eine Stunde nach Sonnenaufgang ritt ich über eine blumenübersäte Ebene, wo Tausende von Tieren grasten, schlummerten oder miteinander spielten, wie es eben so ihre Gewohnheit ist. Auf einmal stießen sie ein entsetzliches Gebrüll aus, im selben Augenblick befand sich die ganze Ebene in wildem Aufruhr, und jedes Tier fiel über das nächste her. Ich wusste, was das zu bedeuten hatte: Eva musste von der verbotenen Frucht gegessen haben, und der Tod war in die Welt gekommen ... Die Tiger fraßen mein Pferd, ohne meinen Befehl zu beachten, sie sollten davon ablassen. Und sie hätten mich ebenfalls aufgefressen, wenn ich länger geblieben wäre; aber das tat ich nicht, sondern entfloh in größter Eile ... Außerhalb des Parkes entdeckte ich diesen Ort, wo ich mich ein paar Tage leidlich wohl fühlte; dann aber spürte sie mich auf. Ja, sie hat mich hier aufgespürt und den Ort Tonawanda genannt, sagt, er sieht ganz so aus. Im Grunde bedauerte ich nicht, dass sie kam, denn hier gibt's nur magere Bissen, und sie brachte ein paar von jenen Äpfeln mit. Da ich so hungrig war, sah ich mich gezwungen, davon zu essen. Zwar verstieß dies gegen meine Grundsätze, doch ich habe herausgefunden, dass Grundsätze keine wirklich Kraft besitzen, es sei denn, man hätte genug zu essen ... Sie kam in Zweige und Laubbündel gehüllt, und als ich sie fragte, was sie mit solchem Unsinn wolle, ihr das Zeug herunterriss und zu Boden warf, da begann sie zu zittern und rot zu werden. Nie zuvor hatte ich einen Menschen zittern und rot werden sehen, und es kam mir unziemlich und albern vor. Sie sagte, ich würde bald selber wissen, wie es wäre. Das traf zu. So hungrig ich war, legte ich dennoch den halb verzehrten Apfel weg - es war in Anbetracht der späten Jahreszeit bestimmt der beste, den ich je zu Gesicht bekam -, hüllte mich in die ihr weggerissenen Zweige und Blätter, sprach dann ziemlich streng mit ihr und befahl ihr, noch mehr Zweige und Laub zu holen und sich nicht so zur Schau zu stellen. Nachdem sie das getan hatte, schlichen wir zu dem Platz, wo die Schlacht der wilden Tiere stattgefunden hatte, sammelten einige Felle, und ich ließ sie daraus zwei Anzüge zusammennähen, die sich für öffentliche Gelegenheiten eignen. Sie sind unbequem, das ist wahr, aber der neuesten Mode entsprechend, und das ist die Hauptsache bei Kleidern ... Ich finde, sie ist eine sehr gute Gefährtin. Nachdem ich all mein Eigentum verloren habe, würde ich mich ohne sie einsam und verlassen fühlen. Außerdem ist, wie sie sagt, befohlen worden, dass wir künftig für unseren Lebensunterhalt arbeiten müssen. Sie wird sich nützlich machen. Ich werde die Aufsicht führen.

Zehn Tage später. Sie beschuldigt mich, die Ursache unseres Missgeschicks zu sein! Sie sagt voller Ernst und Aufrichtigkeit, die Schlange habe ich versichert, die verbotenen Früchte seien nicht Äpfel, sondern Kastanien gewesen. Ich entgegnete, dann sei ich unschuldig, denn ich habe keine Kastanien gegessen. Sie erklärte, die Schlange habe sie belehrt, dass "Kastanie" ein bildlicher Ausdruck sei und einen alten faulen Witz bedeute. Daraufhin erblasste ich, denn um die Langeweile zu vertreiben, hatte ich eine Menge Witze gemacht, und manche hätten von jener Sorte sein können, obgleich ich, als ich sie machte, angenommen hatte, sie wären neu. Sie fragte mich, ob ich gerade zur Zeit des Unglücks einen Witz gemacht hätte. Ich musste zugestehen, dass ich einen gemacht hatte, wenn auch nicht laut, und zwar folgenden. Ich dachte

über den Wasserfall nach und sagte bei mir: "Wie wunderbar ist es die ungeheure Wassermenge herunterstürzen zu sehen!" Da schoss mir plötzlich ein prächtiger Gedanke durch den Kopf, ich ließ ihn entschlüpfen und sagte: "Es wäre noch viel wunderbarer, das Wasser hinaufstürzen zu sehen!" Als ich mich beinahe totlachte, begann überall in der Natur Krieg und Mord auszubrechen, und ich musste um mein Leben rennen. "Also", rief sie triumphierend, "genau das ist es, eben diesen Witz hat die Schlange erwähnt, ihn "die erste Kastanie" genannt und gesagt, er ist ebenso alt wie die Schöpfung." Ach, ich verdiene wirklich Tadel. Wäre ich doch nicht so witzig gewesen! Oh, hätte ich nie diesen glänzenden Einfall gehabt!

Ein Jahr später. Wir haben es Kain genannt. Während ich über Land war und an der Nordküste des Eriesees Fallen stellte, fing sie es im Walde ein, etwa zwei Meilen von unserer Erdhöhle entfernt, es können auch vier gewesen sein, sie ist sich dessen nicht ganz sicher. Es ähnelt uns in mancher Beziehung und könnte mit uns verwandt sein. So denkt sie, aber meiner Meinung nach ist das ein Irrtum. Der Größenunterschied berechtigt zu dem Schluss, dass es eine andere, neue Tierart ist, vielleicht ein Fisch. Als ich es zur Probe ins Wasser tat, sank es allerdings unter, und sie sprang hinein und zog es heraus, ehe für den Versuch genügend Zeit verstrich, um die Sache zu entscheiden. Ich halte es immer noch für einen Fisch, aber sie kümmert sich nicht darum, was es ist, und lässt keinen neuen Versuch meinerseits zu. Dies verstehe ich nicht. Die Ankunft dieses Geschöpfes scheint ihr ganzes Wesen verändert und sie völlig verständnislos für irgendwelche Versuche gemacht zu haben. Sie denkt an es viel mehr als an jedes andere Tier, ist aber außerstande zu erklären, warum. Ihr Geist ist verwirrt. Das zeigt sich in allem. Wenn das Geschöpf wimmert und ins Wasser will, trägt sie es manchmal die halbe Nacht in den Armen. Bei solchen Gelegenheiten läuft Wasser aus den Stellen ihres Gesichts, mit denen sie schaut, sie klopft das stier auf den Rücken, bringt mit dem Mund sanfte Geräusche hervor, um es zu beruhigen, und verrät auf hunderterlei Weise Kummer und Besorgnis. Niemals habe ich gesehen, dass sie mit einem anderen Fisch ein solches Getue gemacht hätte, und dies beunruhigt mich sehr. Ehe wir unser Eigentum verloren, pflegte sie junge Tiere herumzutragen und sich mit ihnen zu belustigen. Aber das war nur ein Spiel; um ihretwegen hat sie sich nie so bekümmert, wenn ihnen das Essen nicht zusagte.

Sonntag. Sonntags arbeitet sie nicht, sondern liegt ganz erschöpft da und hat es gern, wenn das Tier sich auf ihr herumwälzt. Sie bringt alberne Geräusche hervor, um es zu unterhalten, und tut so, als ob sie seine Pfoten anknabbern wollte, worüber es lacht. Ich habe noch nie zuvor einen Fisch lachen sehen. Das ruft Zweifel in mir wach ... Ich habe begonnen, den Sonntag zu lieben. Die ganze Woche über die Aufsicht führen zu müssen erschöpft mich körperlich völlig. Es müsste mehr Sonntage geben. In den alten Zeiten waren sie schwer zu ertragen, aber jetzt sind sie mir angenehm.

Mittwoch. Es ist kein Fisch. Ich kann nicht recht herausbekommen, was es ist. Wenn es unzufrieden ist, macht es merkwürdige, teuflische Geräusche, ist es zufrieden, sagt es "guh-guh". Es ist keins von unserer Art, denn es kann nicht laufen; es ist kein Vogel, denn es kann nicht fliegen; es ist kein Frosch, denn es kann nicht hüpfen; es ist keine Schlange, denn es kann nicht kriechen; ich bin fest überzeugt, dass es kein Fisch ist, obwohl ich nicht herausbekommen

konnte, ob es schwimmen kann oder nicht. Es liegt nur herum, meistens auf dem Rücken, die Füße in der Luft. Das habe ich bisher noch kein anderes Tier tun sehen. Ich sagte, es sei für mich ein Rätsel; aber sie bewunderte nur das Wort, ohne es zu verstehen. Meiner Meinung nach ist es entweder ein Rätsel oder eine Käferart. Wenn es stirbt, werde ich es auseinander nehmen und nachsehen, wie es innen beschaffen ist. Nie hat mich etwas so in Verwirrung gebracht.

Drei Monate später. Die Verwirrung nimmt zu, statt dass sie abnehme. Ich schlafe nur wenig. Es hat aufgehört herumzuliegen und krabbelt jetzt auf seinen vier Beinen. Dennoch unterscheidet es sich von anderen vierbeinigen Tieren, indem seine Vorderbeine ungewöhnlich kurz sind, auf Grund dessen reckt sich der Hauptteil seines Körpers recht unerfreulich in die Luft, und das ist keineswegs reizvoll. Es ist beinahe so beschaffen wie wir, aber seine Fortbewegungsart zeigt, dass es nicht zu unserer Gattung gehört. Die kurzen Vorderbeine und die langen Hinterbeine beweisen, dass es zur Familie der Kängurus zählt, es ist aber eine bemerkenswerte Spielart dieser Tierfamilie, denn das echte Känguru springt, was dieses niemals tut. Dennoch ist es eine merkwürdige, aufschlussreiche Abart, wie sie bisher noch nicht verzeichnet wurde. Da ich es entdeckte, habe ich mich berechtigt gefühlt, mir den Ruf des Entdeckers zu sichern, indem ich ihm meinen Namen beilegte und es hinfort Känguruhum Adamiensis nannte ... Als es hierher kam, muss es noch sehr jung gewesen sein, denn seitdem ist es außerordentlich gewachsen. Jetzt muss es wohl fünfmal so groß sein wie damals, und wenn es unzufrieden ist, kann es zweiundzwanzig- bis achtunddreißigmal so viel Lärm machen als früher. Mit Gewalt ändert man daran nichts, sondern erreicht nur das Gegenteil. Aus diesem Grunde habe ich das Verfahren aufgegeben. Sie besänftigt es, indem sie ihm zuredet und ihm Dinge gibt, von denen sie mir vorher gesagt hat, sie wollte sie ihm nicht geben. Wie schon bemerkt, war ich bei seiner Ankunft nicht zu Hause, und sie erzählte mir, sie habe es im Walde gefunden. Es scheint verwunderlich, dass es das einzige seiner Art sein soll, es muss aber doch stimmen; denn ich habe mich die ganzen Wochen hindurch abgemüht, ein zweites zu finden, um es meiner Sammlung hinzuzufügen und damit das erste jemanden zum spielen hätte; denn dann wäre es bestimmt ruhiger, und wir könnten es leichter zähmen. Aber ich finde keines und kann auch keine Spur entdecken und, was am aller sonderbarsten ist, nicht einmal Fußstapfen. Es kann nur auf dem Erdboden leben und sich nicht selber aufhelfen. Wie aber vermag es sich zu bewegen, ohne Fußstapfen zu hinterlassen? Ich habe ein Dutzend Fallen aufgestellt. Vergeblich. Ich fange alle kleinen Tiere, nur das eine nicht, fange Tiere, die wohl aus Neugier in die Falle gehen, um zu sehen, wozu die Milch dort steht; denn trinken tun sie niemals.

Drei Monate später. Das Känguru wächst noch weiter, was sehr sonderbar und verwirrend ist. Noch nie sah ich eines, dessen Wachstum sich solange hinzog. Es hat jetzt ein Fell auf dem Kopf, das gar nicht wie Kängurufell aussieht, sondern genau unserem Haar gleicht, nur ist es feiner und weicher und rot statt schwarz. Ich bin drauf und dran, den Verstand zu verlieren über der wunderlichen und beunruhigenden Entwicklung dieses zoologischen Kuriosums. Könnte ich nur ein zweites fangen! Doch das ist hoffnungslos; es ist eine neue Abart und das einzige Exemplar davon, das ist klar. Aber ich fing ein echtes Känguru und brachte es heim; ich dachte, das unsrige würde in seiner

Einsamkeit lieber ein solches zur Gesellschaft haben als überhaupt kein verwandtes Wesen oder sonst ein Tier, zu dem es Vertrauen fassen und das ihm Zuneigung entgegenbringen könnte in seiner Verlorenheit hier unter Fremden, die seine Sitten und Gewohnheiten nicht kennen oder nicht vermögen, es fühlen zu lassen, dass es sich unter Freunden befindet. Aber das war ein Fehlschlag; beim Anblick des Kängurus bekam es solche Anfälle, dass ich überzeugt war, es hat nie zuvor eins gesehen. Mir tut das arme schreiende kleine Tier leid, aber es gibt nichts, womit es glücklich zu machen wäre. Wenn ich es nur zähmen könnte! Aber das steht außer Frage, je mehr ich es versuche, um so schlimmer scheine ich es zu machen. Mir drückt's das Herz ab, wenn ich seine kleinen Verzweiflungs- und Zornesausbrüche sehe. Ich wünschte, es wieder loszuwerden, aber sie wollte nichts davon hören. Das erscheint grausam und ihr nicht gemäß, doch sie mag recht haben. Das Geschöpf wäre vielleicht einsamer denn je. Denn wenn ich kein zweites finde, wer denn sonst?

Fünf Monate später. Es ist kein Känguru. Nein, denn es richtet sich auf, indem es sich an ihrem Finger festhält; so vermag es ein paar Schritte auf seinen Hinterbeinen zu gehen, bis es wieder hinpurzelt. Wahrscheinlich eine Art Bär, aber bis jetzt hat es keinen Schwanz und außer auf dem Kopf auch kein Fell. Es wächst immer noch. Das ist eine merkwürdige Erscheinung, denn Bären beenden ihr Wachstum sonst früher. Seit unserem Unglück sind Bären gefährlich, und ich werde nicht zulassen, dass es noch viel länger ohne Maulkorb hier herumstreift. Ich habe ihr angeboten, ihr ein Känguru zu bringen, wenn sie das Geschöpf laufen ließe, aber das half nichts. Ich glaube, sie ist entschlossen, uns in die unsinnigsten Gefahren zu stürzen. Ehe sie den Verstand verlor, war sie ganz anders.

Vierzehn Tage später. Ich habe sein Maul untersucht. Bis jetzt besteht keine Gefahr, es hat nur einen Zahn. Es hat noch keinen Schwanz. Es macht mehr Lärm als je zuvor, und besonders in der Nacht. Ich bin ausgezogen. Aber ich werde morgens zum Frühstück hinübergehen und nachsehen, ob es mehr Zähne hat. Wenn es erst das Maul voller Zähne hat, dann ist's Zeit, dass es geht, ob es nun einen Schwanz hat oder nicht. Ein Bär braucht keinen Schwanz, um gefährlich zu sein.

Vier Monate später. Einen Monat lang bin ich zum Jagen und Fischen in dem Gebiet gewesen, das sie Buffalo nennt; ich weiß nicht, warum sie es so nennt, höchstens deshalb, weil es dort keine Büffel gibt. Inzwischen hat der Bär gelernt, ganz allein auf seinen Hinterbeinen herumzutappen, und sagt "Pa" und "Ma". Es ist bestimmt eine völlig neue Gattung. Die Ähnlichkeit mit Wörtern kann natürlich purer Zufall sein und braucht keinen Zweck und keine Bedeutung zu haben. Aber auch in diesem Falle ist sie etwas Außergewöhnliches, wozu kein anderer Bär imstande ist. Nimmt das Nachahmen der Sprache zusammen mit dem fast gänzlichen Fehlen des Felles und dem Nichtvorhandensein eines Schwanzes, dann beweist dies hinreichend, dass es sich um eine neue Bärenart handeln muss. Die weitere Erforschung dieses Geschöpfes wird außerordentlich interessant sein. Inzwischen will ich eine weite Erkundungsreise in die nördlichen Wälder unternehmen und dort alles bis ins letzte durchsuchen. Es muss doch noch ein zweites existieren, und unseres wird weniger gefährlich sein, wenn es einen Gefährten seiner eigenen Gattung hat. Ich will sofort aufbrechen, aber ich will ihm erst einen Maulkorb

anlegen.

Drei Monate später. Es war eine lange, mühselige Jagd; dennoch hatte ich keinen Erfolg. Inzwischen hat sie, ohne sich von unserer Heimstätte wegzubegeben, ein zweites gefangen! Solch ein Glück habe ich noch nie erlebt! Und wenn ich hundert Jahre in den Wäldern jagen wollte, würde mir kein solches Geschöpf über den Weg laufen.

Am nächsten Tag. Ich habe das neue mit dem alten verglichen, und es ist völlig klar, dass sie von derselben Rasse sind. Ich wollte eines von beiden für meine Sammlung ausstopfen, aber sie ist aus diesem oder jenem Grunde dagegen, so habe ich den Plan aufgegeben, halte dies jedoch für einen Fehler. Es wäre ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, wenn die beiden abhanden kämen. Das ältere ist zahmer als früher und kann lachen und sprechen wie der Papagei, was es zweifellos dadurch gelernt hat, dass es mit dem Papagei so viel zusammen ist und die Nachahmungsfähigkeit in hochentwickeltem Grade besitzt. Wundern würde ich mich, wenn es sich als eine neue Papageienart herausstellte. Und dennoch dürfte ich mich nicht wundern. Man bedenke nur, was es schon alles gewesen ist seit jenen Tagen, da es ein Fisch war. Das neue ist jetzt genauso hässlich, wie das ältere anfangs war, es hat dieselbe schwefelgelbfleischrote Hautfarbe und denselben eigentümlichen Kopf ohne Fell darauf. Sie nennt es Abel.

Zehn Jahre später. Sie sind Jungens, das haben wir seit langem herausgefunden. Weil sie in so winziger, unfertiger Gestalt zu uns kamen, waren wir in Verwirrung geraten; denn das war uns ungewohnt. Jetzt sind auch ein paar Mädchen da. Abel ist ein guter Junge, aber Kain hätte ein Bär bleiben sollen, das wäre für ihn besser gewesen. Nach all den Jahren sehe ich ein, dass ich mich anfangs in Bezug auf Eva geirrt habe. Es ist besser, mit ihr außerhalb des Gartens zu leben als ohne sie im Garten. Zuerst dachte ich, sie redete zuviel; aber jetzt wäre ich traurig, wenn ihre Stimme verstummte und aus meinem Leben verschwände. Gepriesen sei die Kastanie, die uns einander nah brachte und mich ihr gutes Herz und ihr liebes Wesen kennen lehrte!

II

Evas Tagebuch Aus der Urschrift übersetzt

Sonnabend. Jetzt bin ich fast einen Tag alt. Ich traf gestern ein. So kommt es mir vor. Und so muss es sein; denn falls es einen vorgestrigen Tag gegeben hat, so war ich nicht da, als es ihn gab, sonst würde ich mich daran erinnern. Natürlich könnte es sein, dass es ihn gab und ich nichts davon merkte. Nun gut, ich will jetzt sehr aufpassen, und falls es vorgestrige Tage gibt, will ich es aufschreiben. Das beste ist, sofort zu beginnen, damit die Aufzeichnungen nicht in Unordnung geraten; denn ein Gefühl sagt mir, dass diese vermerkten Einzelheiten eines Tages für den Historiker bedeutsam werden können. Denn ich komme mir gewissermaßen wie ein Experiment vor, ja, genau wie ein Experiment, unmöglich könnte sich ein Mensch noch mehr wie ein Experiment vorkommen, als ich es tue, und so bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass das, was ich bin, eben ein Experiment darstellt, haargenau ein Experiment und nichts anderes.

Wenn ich also ein Experiment bin, stelle ich es dann ganz allein dar? Nein, das glaube ich nicht, ich glaube, das übrige gehört auch dazu. Ich bin die Hauptsache bei dem Experiment, aber das übrige hat wohl seinen Teil daran. Ist meine Position gesichert, oder muss ich aufpassen und wachsam sein? Vielleicht das letztere. Ein Gefühl sagt mir, dass immerwährende Wachsamkeit der Preis für die Vorrangstellung ist. Ich glaube, das ist ein trefflicher Ausspruch für jemanden so junges.

Heute sieht alles besser aus als gestern. In der Hast, alles noch fertigzumachen, wurden gestern die Berge in ungeordnetem Zustand gelassen und manche Ebenen so mit Müll und Schutt angehäuft, dass der Anblick recht unerfreulich war. Edle, schöne Kunstwerke sollten nicht übermäßiger Hast ausgesetzt werden, und diese erhabene neue Welt ist in der Tat ein sehr edles und schönes Werk. Ungeachtet der Kürze der Zeit ist sie erstaunlicherweise nahezu vollkommen. Zwar gibt es an manchen Stellen zu viele Sterne und an anderen zuwenig, aber dem kann zweifellos im Nu abgeholfen werden. Letzte Nacht löste sich der Mond ab, glitt herunter und fiel aus dem Himmelrahmen. Das ist ein großer Verlust; wenn ich daran denke, bricht mir das Herz. Nichts gibt es unter all dem Schmuck und Zierrat, was ihm an Schönheit und Vollkommenheit gleichkäme. Man hätte ihn besser befestigen sollen. Wenn wir ihn nur zurückbekommen könnten ...

Aber natürlich kann niemand sagen, wohin er geraten ist. Außerdem wird jeder ihn verstecken, wer auch immer seiner habhaft wird. Das weiß ich, weil ich es selber tun würde. Ich glaube, hinsichtlich aller anderen Dinge könnte ich ehrlich bleiben. Aber ich beginne zu begreifen, dass der innerste Kern meines Wesens die Liebe zum Schönen, ja die Leidenschaft für das Schöne ist, und es wäre nicht gut, mir einen Mond, der jemandem anders gehört, anzuvertrauen, ohne dass der andere weiß, dass ich ihn habe. Einen Mond, den ich am Tage fände, würde ich abliefern, weil ich Angst hätte, dass jemand zugeschaut hat; aber wenn ich einen im Dunkeln fände, würde mir sicher eine Entschuldigung einfallen, warum ich nichts davon gesagt habe. Denn ich liebe Monde, sie sind so hübsch und so romantisch. Ich wünschte, wir hätten fünf oder sechs, dann würde ich niemals zu Bett gehen oder dessen überdrüssig werden, auf der Moosbank zu liegen und zu ihnen hinaufzuschauen.

Auch Sterne sind schön. Ich wünschte, ich könnte mir einige verschaffen, um sie mir ins Haar zu stecken. Aber vermutlich gelingt mir das nie. Ihr würdet mit Erstaunen feststellen, wie weit sie entfernt sind; denn das sieht man ihnen gar nicht an. Als sie sich gestern Abend zum erstmal zeigten, wollte ich einige mit einer Stange herunterschlagen, erreichte sie aber nicht, was mich wunderte; dann versuchte ich es mit Erdklumpen, bis ich ganz erschöpft war; aber ich holte auch nicht einen herunter. Das lag daran, weil ich linkshändig bin und nicht gut werfen kann. Sogar als ich nach einem zielte, auf den ich es abgesehen hatte, konnte ich keinen anderen treffen, obgleich ich ein paarmal dicht vorbei warf; denn vierzig- oder fünfzigmal sah ich den schwarzen Fleck des Erdklumpens genau in die Mitte der goldenen Haufen fliegen und sie nur knapp verfehlen. Hätte ich ein wenig länger durchgehalten, dann hätte ich vielleicht doch noch einen erlangt.

So weinte ich ein bisschen, was wohl für mein Alter ganz natürlich war, und nachdem ich mich ausgeruht hatte, nahm ich einen Korb und machte mich auf nach einer Stelle am äußersten Ende des Erdkreises, wo die Sterne so dicht über dem Erdboden sind, dass man sie mit den Händen greifen kann, was auf jeden Fall günstiger sein würde, weil ich sie dann vorsichtig, ohne sie zu

zerbrechen, einsammeln könnte. Aber der Weg war weiter, als ich gedacht hatte, und ich musste es schließlich aufgeben; ich war so müde, dass ich meine Füße kaum einen Schritt weiterzuschleppen vermochte, außerdem waren sie wund und schmerzten mich sehr.

Ich konnte nicht nach Hause zurückkehren, es war zu weit, und es begann kalt zu werden. Aber ich stieß auf einige lagernde Tiger, kuschelte mich zwischen sie und fühlte mich äußerst behaglich; ihr Atem war süß und angenehm, weil sie sich von Erdbeeren nähren. Nie zuvor hatte ich Tiger gesehen, aber ich erkannte sie sofort an den Streifen. Wenn ich eines der Felle haben könnte, würde es ein hübsches Kleid für mich abgeben.

Heute weiß ich Entfernungen schon besser abzuschätzen. Ich war so begierig, jedes schöne Ding in meinen Besitz zu bekommen, dass ich unbesonnen nach allem griff; manchmal war es zu weit weg, manchmal nur sechs Zoll entfernt statt einen Fuß, wie es schien. Aber ach, wie viele Dornen dazwischen! Ich hatte meine Lektion weg und prägte ganz aus eigener Erkenntnis eine Maxime; meine allererste: "Das zerkratzte Experiment meidet die Dornen." Für einen so jungen Menschen ist das wohl sehr gut formuliert.

Gestern nachmittag schlich ich in einiger Entfernung um das andere Experiment herum, da ich möglichst entdecken wollte, wofür es da sei. Aber ich war nicht imstande, dies herauszubekommen. Ich glaube, es ist ein Mann. Ich hatte noch nie einen Mann gesehen, aber es sah wie einer aus, und ich bin sicher, dass es einer ist. Ich stelle fest, dass es mir mehr Neugier einflößt als jedes andere Reptil, sofern es ein Reptil ist, und das nehme ich an; denn es hat strähniges Haar und blaue Augen und sieht wie ein Reptil aus. Es hat keine Hüften, läuft spitz zu wie eine Mohrrübe, und im Stehen spreizt es sich auseinander wie ein Bohrturm, deshalb halte ich es für ein Reptil, obgleich es auch ein Bauwerk sein könnte.

Zuerst fürchtete ich mich vor ihm und begann jedesmal wegzurennen, wenn es sich umdrehte, denn ich dachte, es wollte auf mich Jagd machen. Aber bald merkte ich, dass es nur weglaufen wollte, und daraufhin war ich nicht mehr ängstlich, sondern folgte einige Stunden etwa zwanzig Yard hinter ihm seinen Spuren, was es furchtsam und unglücklich machte. Schließlich war es ganz verängstigt und kletterte auf einen Baum. Ich wartete eine gute Weile, dann gab ich es auf und ging nach Hause.

Heute genau dasselbe. Ich habe es wieder auf einen Baum getrieben.

Sonntag. Es ist noch dort oben, ruht sich offensichtlich aus. Aber das ist bloße Ausflucht. Sonntag ist kein Feiertag, der Sonnabend ist dafür ausersehen. Es kommt mir vor wie ein Geschöpf, das mehr zum Ausruhen als zu etwas anderem geneigt ist. So viel Ausruhen würde mich müde machen. Ich werde schon davon müde, hier herumzusitzen und den Baum zu beobachten. Mich wundert, wofür es da ist, ich sehe es nie etwas tun.

Letzte Nacht wurde der Mond zurückgebracht, und ich war überglücklich. Das ist meiner Meinung nach recht anständig. Er glitt abermals herunter und fiel wieder herab, aber diesmal war ich nicht betrübt. Man braucht sich nicht zu ängstigen, wenn man solche Nachbarn hat; sie werden ihn stets zurückbringen. Ich wünschte, ich könnte mit irgend etwas ihnen meine Hochachtung erweisen. Ich möchte ihnen einige Sterne schicken, denn wir haben mehr, als wir brauchen. Ich meine "ich", nicht "wir"; denn ich merke, dass das Reptil sich nicht um solche Dinge schert.

Es hat niedrige Neigungen und ist alles andere als freundlich. Als ich gestern

labend in der Dämmerung dort hin kam, war es vom Baum heruntergekrochen und versuchte, die gesprenkelten Fischchen zu fangen, die im Teich spielten; ich musste mit Erdklumpen nach ihm werfen, damit es wieder auf den Baum kletterte und sie in Ruhe ließ. Ich frage mich, ob es etwa dafür da ist. Hat es denn kein Herz? Hat es kein Mitgefühl mit diesen kleinen Geschöpfen? Kann es zu solch grobem Unfug bestimmt und geschaffen worden sein? Es sieht ganz danach aus. Einer der Erdklumpen traf es hinten am Ohr, und es machte von der Sprache Gebrauch. Mich überrieselte ein Schauer, denn dies war das erste Mal, dass ich jemanden außer mir sprechen hörte. Ich verstand die Worte nicht, aber sie kamen mir ausdrucksvoll vor.

Als ich feststellte, dass es reden kann, erwachte in mir ein neues Interesse an ihm, denn ich rede gern; ich rede den ganzen Tag und auch noch im Schlaf und bin sehr unterhaltsam. Wenn ich aber jemanden hätte, zu dem ich reden könnte, wäre ich noch einmal so gesprächig und würde, falls gewünscht, niemals aufhören.

Wenn das Reptil ein Mann ist, dann ist es doch kein "es"? Das wäre grammatikalisch falsch, nicht wahr? Ich denke, er muss wohl "er" heißen. Ja, das denke ich. In diesem Fall würde man es folgendermaßen deklinieren: Nominativ "er", Dativ "ihm", Genitiv "seins". Nun ich werde es als Mann betrachten und es "er" nennen, bis es sich als etwas anderes herausstellt. Das wird bequemer sein, als soviel Ungewissheit zu ertragen.

Nächster Sonntag. Die ganze Woche heftete ich mich an seine Fersen und versuchte mit ihm bekannt zu werden. Ich musste die Unterhaltung führen, denn er war schüchtern, aber dies störte mich nicht. Es schien ihm zu gefallen, mich um sich zu haben, und ich gebrauchte häufig das gesellige "wir", weil es ihm zu schmeicheln schien, so mit einbezogen zu werden.

Mittwoch. Wir kommen jetzt in der Tat sehr gut miteinander voran und lernen uns besser kennen. Er versucht nicht im mindesten mehr, mich zu meiden, was ein gutes Zeichen ist und beweist, dass er mich gern bei sich hat. Das freut mich, und ich bemühe mich, ihm in jeder erdenklichen Weise nützlich zu sein, um in seiner Achtung noch zu steigen. Während der letzten ein, zwei Tage habe ich ihm die ganze Arbeit, die Dinge zu benennen, abgenommen. Da er in dieser Hinsicht keine Begabung besitzt, ist das eine große Erleichterung für ihn gewesen, und er ist offensichtlich sehr dankbar dafür. Er kann sich keinen vernünftigen Namen im rechten Augenblick ausdenken, aber ich lasse ihn nicht merken, dass ich dieser Schwäche gewahr geworden bin. Sobald ein neues Geschöpf auftaucht, benenne ich es, bevor er Zeit findet, sich durch unbeholfenes Schweigen bloß zustellen. Auf diese Weise habe ich ihm viele Verlegenheiten erspart. Ich selbst leide nicht an dieser Unfähigkeit. Sobald mein Blick auf ein Tier fällt, weiß ich, was es für eins ist. Ich brauche mich nicht einen Augenblick zu besinnen, der richtige Name stellt sich sofort ein, gerade als ob er eine Eingebung wäre, was er zweifellos auch ist, denn ich bin mir sicher, dass er sich eine halbe Minute früher noch nicht in meinem Kopf befand. Mir scheint, ich erkenne genau an der Gestalt und am Verhalten eines Geschöpfes, was für ein Tier es ist.

Als der Dodo des Wegs kam, hielt er ihn für eine Wildkatze. Das las ich an seinen Augen ab. Aber ich half ihm aus der Klemme. Und ich war darauf bedacht, es nicht in einer Weise zu tun, die seinen Stolz verletzen konnte. Ich sprach im ganz natürlichen Tonfall freudiger Überraschung und nicht etwa so,

als ob ich mir einbildete, eine Belehrung zu erteilen. Ich rief: "Ei, fürwahr, soll das vielleicht kein Dodo sein!" Ohne dass es nach einer Erklärung aussah, erklärte ich, wie ich ihn als Dodo erkannte. Obwohl ich fühlte, dass es ihn vielleicht ein wenig kränkte, weil ich ein Geschöpf kannte, während er es nicht kannte, so war doch ganz offensichtlich, dass er mich bewunderte. Das behagte mir sehr, und ehe ich einschlief, dachte ich mehr als einmal mit Befriedigung daran. Wie wenig genügt, uns glücklich zu machen, wenn wir fühlen, dass wir es verdient haben!

Donnerstag. Mein erster Kummer. Gestern mied er mich und wünschte offensichtlich, dass ich nicht mit ihm spräche. Ich konnte es nicht glauben und dachte, es handelte sich um einen Irrtum, denn ich war gern mit ihm zusammen und hörte ihn gerne reden. Wieso konnte er mir denn unfreundlich gesonnen sein, obgleich ich ihm nichts getan hatte? Anscheinend verhielt es sich aber doch so. Deshalb begab ich mich weg und setzte mich einsam an den Ort, wo ich ihn am Morgen unsere Erschaffung zum erstenmal sah, nicht wusste, was er war, und mich überhaupt nicht um ihn scherte. Nun aber stimmte mich dieser Ort sehr traurig, auch die geringste Kleinigkeit sprach von ihm, und mir war ganz weh ums Herz. Ich wusste gar nicht recht, warum, denn das war ein neues Gefühl, womit ich noch keine Erfahrung besaß, alles war ein Geheimnis, und ich konnte es mir nicht erklären.

Als der Abend nahte, wurde mir die Einsamkeit unerträglich. So ging ich zu dem neuen Unterschlupf, den er gebaut hatte, um ihn zu fragen, was ich denn Böses getan hätte, wie ich es wiedergutmachen und seine Zuneigung zurückgewinnen könnte. Aber er stieß mich in den Regen hinaus, und das war mein erster Kummer.

Sonntag. Jetzt ist's wieder gut, und ich bin glücklich, aber das waren schwere Tage; wenn ich es vermeiden kann, denke ich nicht daran.

Ich wollte ein paar jener Äpfel für ihn ergattern; aber ich brachte es nicht fertig, richtig zu zielen. Es misslang mir, aber ich denke, die gute Absicht hat ihn gefreut. Die Äpfel sind verboten, und er sagt, ich würde mir Schaden zuziehen. Wenn ich mir Schaden zuziehe, weil ich ihn erfreuen will, soll ich mir dann viel aus dem Schaden machen?

Montag. Heute morgen nannte ich ihm meinen Namen in der Hoffnung, ihm wäre daran gelegen. Aber ihm war er einerlei. Das ist sonderbar. Würde er mir seinen Namen nennen, mir wäre er nicht einerlei. Sein Name klänge meinen Ohren angenehmer als jeder andere Laut.

Er redet sehr wenig. Vielleicht deshalb, weil er nicht geistreich ist, was er empfindet und daher verbergen möchte. Es tut mir sehr leid, dass er das so empfindet; denn der Verstand wiegt nicht viel, den Ausschlag gibt das Herz. Ich wünschte, ich könnte ihm begreiflich machen, dass ein liebevolles, gutes Herz Reichtum darstellt, und zwar Reichtum genug, während ein Verstand ohne Herz Armut bedeutet.

Obgleich er wenig redet, besitzt er einen ganz beträchtlichen Wortschatz. Heute morgen gebrauchte er ein überraschend vortreffliches Wort. Offenbar bemerkte er selbst, dass es ein vortreffliches Wort war, denn er flocht es danach noch zweimal gelegentlich ein. Das war zwar kein Meisterstück der Improvisation, zeigt jedoch, dass er ein gewisses Vorstellungsvermögen besitzt. Zweifellos wird dieser Keim sich weiterentwickeln, wenn er gepflegt wird.

Woher hatte er nur dieses Wort? ich glaube nicht, dass ich es je gebraucht habe.

Nein, an meinem Namen war ihm nichts gelegen. Ich versuchte, meine Enttäuschung zu verbergen, aber vermutlich gelang es mir nicht. Ich ging weg und setzte mich auf die Moosbank, ließ die Füße im Wasser baumeln. Dorthin gehe ich, wenn ich Verlangen nach Gesellschaft habe, nach jemandem, den ich ansehen, mit dem ich sprechen kann. Zwar ist die liebliche weiße Gestalt, die dort in den Teich gemalt ist, nicht genug, doch ist sie wenigstens etwas, und etwas ist besser als völlige Einsamkeit. Sie redet, wenn ich rede, ist traurig, wenn ich traurig bin, tröstet mich mit ihrem Mitgefühl und sagt: "Sei nicht verzagt, du armes Mädchen ohne Freund. Ich will dein Freund sein." Sie ist mir ein guter Freund, mein einziger Freund, sie ist meine Schwester.

Das erste Mal, dass sie mich im Stich ließ! Ach, das werde ich niemals vergessen, niemals, niemals. Das Herz wurde mir schwer wie Blei. Ich sprach: "Sie war alles, was ich besaß, und nun ist sie fort!" In meiner Verzweiflung sagte ich: "Brich, mein Herz, ich kann das Leben nicht länger ertragen!" Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen, und es gab keinen Trost für mich. Als ich die Hände nach einer Weile vom Gesicht nahm, war sie wieder da, weiß, leuchtend und wunderschön, und ich sprang in ihre Arme.

Dies bedeutete vollkommenes Glück, ich hatte schon ehemals Glück gekannt, aber es glich nicht diesem höchsten Entzücken. Von da an zweifelte ich niemals mehr an ihr. Manchmal blieb sie vielleicht eine Stunde, vielleicht auch beinahe den ganzen Tag weg, aber ich wartete und zweifelte nicht, sondern sagte: "Sie hat zu tun, oder sie hat eine Reise unternommen, aber sie wird bestimmt kommen." Und so war es, sie kam stets. Nachts, bei Dunkelheit, wollte sie nicht kommen, denn sie war ein ängstliches kleines Ding; aber wenn Mond war, kam sie. Ich fürchte mich nicht vor der Dunkelheit, aber meine Schwester ist jünger als ich, wurde sie doch nach mir geboren. Viele, viele Male habe ich sie besucht, sie ist mein Trost und meine Zuflucht, wenn mein Leben schwer ist, und das ist es meistens.

Dienstag. Den ganzen Morgen war ich damit beschäftigt, das Anwesen zu verschönern, und hielt mich absichtlich von ihm fern in der Hoffnung, er würde sich einsam fühlen und herbeikommen. Aber er kam nicht.

Mittags machte ich für den Tag Schluss und erholte mich, indem ich mit den Bienen und Schmetterlingen herumflatterte und mich an den Blumen ergötzte, diesen wunderschönen Geschöpfen, die Gottes Lächeln vom Himmel auffangen und bewahren. Ich pflückte sie, wand sie zu Kränzen und Girlanden und bekleidete mich damit, während ich meinen Imbiss, selbstverständlich Äpfel, zu mir nahm. Dann setzte ich mich in den Schatten und harrte voller Sehnsucht. Aber er kam nicht.

Doch gleichviel! Es wäre nichts dabei herausgekommen, denn er macht sich nichts aus Blumen. Er nennt sie alten Plunder, kann sie nicht voneinander unterscheiden und fühlt sich noch dazu überlegen, weil er so denkt. Er macht sich nichts aus mir, er macht sich nichts aus Blumen, er macht sich nichts aus dem angemalten Himmel zur abendlichen Stunde. Woraus macht er sich überhaupt etwas, außer dass er Unterkünfte baut, um sich vor dem guten, sauberen Regen abzuschirmen, und dass er Melonen hinplumpsen lässt, Trauben kostet und Früchte an den Bäumen befühlt, um festzustellen, wie sich diese Reichtümer entwickeln?

Um einen Plan auszuführen, den ich hatte, legte ich ein trockenes Stück Holz

auf die Erde und versuchte, mit einem anderen ein Loch hineinzubohren. Plötzlich bekam ich einen entsetzlichen Schrecken. Dem Loch entstieg ein hauchdünnes, durchsichtiges, bläuliches Etwas. Ich warf alles von mir und rannte weg. Ich dachte, es wäre ein Gespenst, und war furchtbar erschrocken. Aber als ich zurückschaute, kam es mir nicht nach. Da lehnte ich mich an einen Felsen, um zu rasten und zu verschnaufen, und gestattete meinen Gliedern, so lange zu zittern, bis sie sich beruhigt hatten. Dann kroch ich vorsichtig zurück, immer auf der Hut, alles beobachtend und bereit, sogleich zu fliehen, falls es nötig wäre. Als ich nahe genug herangekommen war, bog ich die Zweige eines Rosenbusches auseinander und spähte hindurch, wobei ich wünschte, der Mann wäre da, weil ich mich so geschickt und wacker zeigte.

Inzwischen war jedoch das gespenstische Etwas verschwunden. Da ging ich näher heran und entdeckte in dem Loch eine Fingerspitze köstlichen nelkenfarbenen Staubs. Ich fuhr mit dem Finger hinein, um den Staub zu befühlen, schrie "Au!" und zog den Finger zurück. Der Schmerz war grausam. Ich steckte den Finger in den Mund, und indem ich stöhnend von einem Fuß auf den anderen trat, linderte ich bald meine Qual. Dann begann ich voller Eifer mit der Untersuchung.

Ich war neugierig herauszubekommen, was es mit dem nelkenfarbigen Staub auf sich hatte. Plötzlich fiel mir sein Name ein, obgleich ich ihn nie zuvor gehört hatte. Es war Feuer! Ich war mir darüber so gewiss, wie sich ein Mensch nur über irgend etwas in der Welt gewiss sein kann.

So nannte ich es, ohne zu zögern, Feuer.

Ich hatte etwas geschaffen, was es vorher nicht gab, ich hatte den zahllosen Reichtümern der Welt etwas Neues hinzugefügt. Das stellte ich fest und war stolz auf meine Tat, wollte losrennen, ihn suchen und ihm davon erzählen, um in seiner Achtung zu steigen; aber ich dachte nach und unterließ es. Nein, er würde sich nichts daraus machen. Er würde fragen, wozu es gut sei. Und was sollte ich antworten? Wenn es nun zu nichts taugte, sondern nur schön wäre, einzig und allein schön ...? So seufzte ich und verweilte. Denn es taugte zu nichts, es konnte keinen Unterschlupf errichten, es konnte keine Melonen veredeln, es konnte keine Frucht schneller reifen lassen, es war nutzlos, eitel und nichtig; er würde es verachten und scharfe Worte gebrauchen. Mir aber kam es nicht verächtlich vor. Ich sagte: "Oh, Feuer, ich liebe dich, du zierliches nelkenfarbenes Geschöpf, denn du bist schön, und das genügt." Ich wollte es aufheben und an mich drücken, unterließ es aber. Dann prägte ich ganz aus eigener Erkenntnis eine zweite Maxime, die allerdings der ersten so sehr glich, dass ich befürchtete, sie wäre ein Plagiat: "Das verbrannte Experiment meidet das Feuer."

Ich bohrte noch einmal, und als ich eine ganze Menge Feuerstaub hergestellt hatte, schüttete ich ihn in eine Handvoll trockenes braunes Gras, um ihn mit nach Hause zu nehmen, ihn stets bei mir zu haben und mit ihm zu spielen. Aber der Wind ergriff das Feuer, es loderte auf und fauchte mich wütend an, ich ließ es fallen und rannte weg. Als ich mich umwandte, sah ich, wie sich das blaue Gespenst erhob, sich reckte und streckte und wie eine Wolke davonwälzte. Da fiel mir sofort sein Name ein: Rauch! Dabei hatte ich, auf mein Ehrenwort, nie zuvor von Rauch gehört.

Bald schossen durch den Rauch funkelnde, flackernde gelbe und rote Lichter in die Höhe, und ich nannte sie sofort Flammen. Und ich tat recht daran, obgleich es die allerersten Flammen waren, die es je auf der Welt gab. Sie erkletterten die Bäume und durchzuckten prächtig funkelnd die mächtigen, anwachsenden,

sich dahinwälzenden Rauchschwaden. Dies alles war so neu, fremdartig und wunderbar schön, dass ich vor Begeisterung in die Hände klatschte und lachen und tanzen musste.

Er kam herbei gerannt, blieb stehen, starrte nur so und brachte einige Minuten lang kein Wort hervor. Dann fragte er, was das sei. Ach, es war sehr ärgerlich, dass er so geradeheraus fragte. Natürlich musste ich antworten, und ich antwortete auch. Ich erklärte, es sei Feuer. Wenn es ihn kränkte, dass ich es wusste und er mich danach fragen musste, dann war das nicht meine Schuld; ich hatte kein Verlangen, ihn zu kränken. Nach einer Weile fragte er:

"Wie ist denn das gekommen?"

Wieder eine eindeutige Frage, die ebenfalls eine eindeutige Antwort forderte.

"Ich habe es gemacht."

Das Feuer entfernte sich weiter und weiter. Er ging an den Rand der verbrannten Stelle, besah sich den Boden und sagte:

"Was ist das hier?"

"Das sind feurige Kohlen."

Er hab eine auf, um sie zu untersuchen, besann sich aber und legte sie wieder hin. Dann ging er weg. Nichts interessiert ihn.

Mich aber interessierte es. Da gab es Asche, graue, weiche, köstliche, feine Asche, ich wusste sofort, was es war, und die Glut, auch die Glut erkannte ich. Ich entdeckte meine Äpfel darin, scharfte sie heraus und war froh, denn ich bin sehr jung, und mein Appetit ist groß. Aber ich war enttäuscht, die Äpfel waren alle aufgeplatzt und sicherlich verdorben, augenscheinlich verdorben; dem war aber nicht so, sie schmeckten jetzt besser als roh. Feuer ist schön. Ich glaube, eines Tages wird es nützlich sein.

Freitag. Für einen Augenblick sah ich ihn vergangenen Montag bei Einbruch der Nacht wieder, aber nur für einen Augenblick. Ich hoffte, er würde mich loben für all mein Bemühen, das Anwesen zu verschönern, denn ich hatte es gut gemeint und fleißig gearbeitet. Aber er war nicht erfreut, wandte sich ab und ließ mich stehen. Auch aus einem anderen Grunde war er unzufrieden. Ich versuchte, ihn noch einmal zu überreden, dass er den Wasserfall nicht überqueren soll. Das geschah deshalb, weil mir das Feuer ein neues Gefühl erschlossen hatte, ein ganz neues Gefühl, deutlich unterschieden von Liebe, Kummer und anderen Gefühlen, die ich schon entdeckt hatte - die Furcht. Sie ist ganz schrecklich! Ich wünschte, ich hätte sie niemals entdeckt, sie bereitet mir düstere Stunden, sie zerstört meine Freude, sie macht mich zittern und beben und schauern. Aber ich konnte ihn nicht überreden, denn er hat die Furcht noch nicht entdeckt, deshalb konnte er mich nicht verstehen.

Auszug aus Adams Tagebuch

Vielleicht sollte ich bedenken, dass sie sehr jung ist, dass sie nur ein Mädchen ist, und sollte nachsichtig sein. Sie ist voller Teilnahme, Eifer und Leben, die Welt ist für sie etwas Zauberhaftes, Wunderbares, Geheimnisvolles und Erfreuliches. Sie kann vor Entzücken nicht sprechen, wenn sie eine neue Blume findet, sie muss sie hätscheln und tätscheln, muss daran riechen, mit ihr schwatzen und sie mit zärtlichen Namen überschütten. Auch auf Farben ist sie versessen: braune Felsen, gelber Sand, graues Moos, grünes Laub, blauer Himmel, der Perlenschimmer der Dämmerung, die Purpurschatten auf den Bergen, die goldenen Inseln, die bei Sonnenuntergang auf rotglühenden Wogen

schwimmen, der bleiche Mond, der durch Wolkenfetzen segelt, die Sternengeschmeide, die in den unendlichen Weiten glitzern. Soweit ich sehen kann, hat nichts davon irgendeinen praktischen Wert, aber weil es Farbe und Erhabenheit besitzt, genügt es ihr, und sie gerät darüber ganz aus dem Häuschen. Wenn sie sich einmal ruhig verhielte und ein paar Minuten still sein könnte, böte sie einen traulichen Anblick. Ich glaube, dann könnte ich mit Freuden auf sie schauen; ich bin in der tat überzeugt, dass ich das könnte; denn ich gelange zu der Erkenntnis, dass sie ein recht bemerkenswert hübsches Geschöpf ist, sie ist geschmeidig, schlank, ebenmäßig, sanft gerundet, wohlgestaltet, behänd und anmutig. Als sie einmal marmorweiß und sonnenüberflutet auf einem Felsblock stand, ihr jugendliches Haupt zurückbeugte und die Augen mit der Hand beschattete, um den Flug eines Vogels am Himmel zu beobachten, da erkannte ich, dass sie schön war.

Montag mittag. Wenn es irgend etwas auf unserem Planeten gibt, woran sie nicht interessiert ist, so steht dies jedenfalls nicht in meinem Verzeichnis. Es gibt Tiere, die mir gleichgültig sind, aber bei ihr ist es anders. Sie hat kein Unterscheidungsvermögen, findet an allen Gefallen, hält sie für Kostbarkeiten, und jedes neue Tier ist ihr willkommen.

Als der mächtige Brontosaurus zum Lagerplatz geschritten kam, sah sie ihn als eine große Errungenschaft an, während ich ihn als ein Übel betrachtete. Das ist ein treffendes Beispiel für den Mangel an Harmonie, der in allen unseren Ansichten herrscht. Sie wollte ihn behalten und zähmen, ich wollte ihn als Geschenk unseres Hauses opfern und ihn wegbringen. Sie meinte, er könnte durch freundliche Behandlung gebändigt und ein gutes Haustier werden: ich entgegnete, ein Haustier von einundzwanzig Fuß Höhe und vierundachtzig Fuß Länge sei nicht dazu geeignet, hier in unserer Nähe gehalten zu werden, weil es sich mit den besten Absichten, ohne etwas Arges im Sinn zu haben, auf das Haus setzen und es zerquetschen könnte; jeder sähe ja seinem Blick an, dass es zerstreut sei.

Doch sie hatte ihr Herz an dieses Ungeheuer gehängt und konnte nicht mehr davon lassen. Sie meinte, wir könnten mit ihm eine Molkerei eröffnen, und verlangte von mir, dass ich ihr beim Melken helfen sollte; aber ich wollte nicht, es kam mir zu gefährlich vor. Das Tier war nicht vom richtigen Geschlecht, und überdies verfügten wir nicht über eine Leiter. Dann wollte sie auf dem Ungeheuer reiten und sich die Landschaft betrachten. Dreißig oder vierzig Fuß seines Schwanzes lagen wie ein umgestürzter Baum auf der Erde. Sie dachte, sie könnte daran hochklettern, irrte sich aber; wenn sie an die steile Stelle gelangte, wurde es zu glatt, und sie kam heruntergepurzelt, und wäre ich nicht gewesen, hätte sie sich verletzt.

War sie nun zufriedengestellt? Nein. Sie ist nie eher zufriedengestellt, als bis ihr etwas bewiesen worden ist. Unbewiesene Theorien sind nicht ihr Fall, sie mag sie nicht. Zugegeben, das ist die recht Denkart, die mich anzieht, deren Einfluss ich spüre; wenn ich mehr mit ihr zusammen wäre, würde ich wohl selbst so denken. Sie hatte schließlich noch eine Idee hinsichtlich des Kolosses; sie meinte, wenn wir ihn zahm und zutraulich machen könnten, ließe er sich vielleicht in den Fluss stellen und als Brücke benutzen. Da sich erwies, dass er, wenigstens ihr gegenüber, schon zahm genug war, versuchte sie, ihre Idee in die Tat umzusetzen, was aber fehlschlug. Jedesmal, wenn sie ihn richtig in den Fluss gestellt hatte und ans Ufer ging, um auf ihm hinüber zuschreiten, kam er heraus und lief ihr nach wie ein Berg von einem Haustier. Genau wie die

anderen Tiere. Sie laufen ihr alle nach.

Freitag. Dienstag - Mittwoch - Donnerstag - und heute - an all diesen Tagen ihn nicht zu Gesicht bekommen. Das ist eine lange Zeit, wenn man allein ist; dennoch ist es besser, allein zu sein als nicht willkommen.

Ich muss Gesellschaft haben, dafür bin ich geschaffen, deshalb schloss ich Freundschaft mit den Tieren. Sie sind ganz reizend, haben das liebevollste Gemüt und das höflichste Benehmen; niemals schauen sie finster drein, niemals lassen sie einen merken, dass man lästig fällt; sie lächeln einen an und wedeln mit dem Schwanz, sofern sie einen haben; sie sind immer bereit, herumzutollen oder einen Ausflug zu machen oder was man sonst vorschlägt. Ich halte sie für vollendete Gentlemen. Alle Tage haben wir gut miteinander verbracht, und ich habe mich niemals einsam gefühlt. Einsam! Nein, das könnte ich nicht sagen. Ach, immerzu ist ein Gewimmel ringsherum, manchmal füllt es vier oder fünf Acker, man kann die Tiere nicht zählen. Wenn man in der Mitte auf einem Felsen steht und diese pelzbesäte Fläche überschaut, ist sie derart mit bunten Farben, tanzenden Lichtern und Sonnenstrahlen gesprenkelt, gemasert und herausgeputzt und dazu derart wellenförmig gestreift, dass man das ganze für einen See halten könnte, wenn man es nicht anders wüsste. Es gibt Stürme von Vogelschwärmen, Hurrikane schwirrender Fittiche; und wenn die Sonne den ganzen gefiederten Aufruhr bescheint, dann leuchten alle nur erdenklichen Farben vor einem auf, dass es einen blenden könnte.

Wir haben weite Ausflüge unternommen, und ich denke, ich habe sehr viel, wohl fast alles von der Welt gesehen. So bin ich die erste und obendrein die einzige Reisende. Wenn wir unterwegs sind, bieten wir einen überwältigenden, unvergleichlichen Anblick. Will ich's bequem haben, reite ich auf einem Tiger oder Leoparden, weil sie weich sind und einen mir zusagenden runden Rücken haben und weil sie so hübsche Tiere sind; will ich aber weite Strecken zurücklegen oder die Gegend betrachten, reite ich auf einem Elefanten. Er hebt mich mit dem Rüssel hoch, aber absteigen kann ich selbst; wenn wir uns lagern wollen, setzt er sich hin, und ich rutsche auf seinem Rücken herunter.

Die Vögel und all die anderen Tiere sind sehr freundlich zueinander; nie gibt es unter ihnen Streit um irgend etwas. Sie reden alle, und alle reden mit mir, aber es muss eine fremde Sprache sein, denn ich kann kein Wort verstehen, was sie sagen; sie aber verstehen mich oft, wenn ich etwas zu ihnen sage, besonders der Hund und der Elefant. Das beschämt mich. Es beweist, dass sie klüger sind als ich und deshalb mir überlegen. Das kränkt mich; denn ich möchte das bedeutendste Experiment sein und strebe danach. Ich habe eine Unmenge Dinge gelernt und bin jetzt gebildet. Anfangs war ich es nicht. Anfangs war ich unwissend. Anfangs ärgerte es mich immer, dass ich trotz aller Aufmerksamkeit niemals flink genug war, um dabeizusein, wenn das Wasser bergauf floss; aber jetzt mache ich mir nichts mehr daraus. Ich habe Versuche über Versuche angestellt, bis ich sicher wusste, dass das Wasser, außer im Dunkeln, niemals bergauf fließt. Ich weiß, dass es dies im Dunkeln tut, denn der Teich trocknet niemals aus, was er natürlich tun würde, käme das Wasser nicht in der Nacht zurück. Am besten prüft man die Dinge durch ein wirkliches Experiment, dann weiß man Bescheid; verlässt man sich dagegen auf Meinungen, Annahmen und Vermutungen, dann wird man niemals gebildet.

Einige Dinge kann man einfach nicht herausbekommen. Aber das ergründet

man niemals durch Vermutungen und bloße Annahmen, nein, man muss Geduld haben und so lange experimentieren, bis man herausbekommt, dass man nichts herausbekommen kann. Diesen Weg zu gehen ist köstlich, die Welt wird dadurch so interessant. Gäbe es in ihr nichts zu entdecken, wäre sie langweilig. Wenn man etwas zu entdecken versucht und es nicht entdeckt, dann ist dies genauso reizvoll, wie wenn man etwas entdecken will und es dann wirklich entdeckt; ja, ich weiß nicht, vielleicht ist es sogar noch reizvoller. Das Geheimnis des Wassers war ein großer Reichtum, bis ich es entdeckte, dann schwand die ganze Aufregung, und ich empfand so etwas wie einen Verlust. Durch Experimente weiß ich, dass Holz, trockene Blätter, federn und viele andere Dinge schwimmen; nach all diesem sich häufenden Beweismaterial darf man gewiss sein, dass auch ein Felsen schwimmen kann; aber man muss sich mit dem einfachen Wissen zufrieden geben, denn bis jetzt besteht keine Möglichkeit, es irgendwie auszuprobieren. Ich werde aber eine Möglichkeit finden, und dann wird auch diese Aufregung schwinden. So etwas stimmt mich traurig; denn wenn ich nach und nach alles herausgefunden habe, wird es keine Aufregungen mehr geben, und ich liebe Aufregungen so sehr. Neulich nachts konnte ich vor Nachdenken darüber nicht schlafen.

Zuerst vermochte ich nicht zu ergründen, wozu ich geschaffen worden bin; aber jetzt glaube ich dazu geschaffen zu sein, all die Geheimnisse dieser wundervollen Welt zu erforschen, glücklich zu sein und dem Spender zu danken, der dies alles ersonnen hat. Ich glaube, es gibt noch vieles zu lernen, wenigstens hoffe ich es; wenn man es richtig einteilt und sich nicht allzusehr beeilt, so wird man noch Wochen und Wochen damit zubringen. Das hoffe ich. Wenn man eine Feder hochwirft, segelt sie in der Luft davon und entschwindet den Blicken; wirft man dann einen Erdklumpen hoch, so geschieht dies nicht. Er fällt jedesmal runter. Ich habe es wieder und wieder versucht, und es ist immer dasselbe. Ich wundere mich, warum. Natürlich fällt er nicht wirklich 'runter. Aber warum kommt es einem denn so vor? Ich vermute, es handelt sich um eine optische Täuschung. Ich meine, das eine oder das andere muss eine optische Täuschung sein. Welches, weiß ich nicht. Vielleicht die Feder, vielleicht der Erdklumpen; ich kann's nicht beweisen, ich kann nur erklären, dass eins von beiden ein Schwindel ist, und ich muss jedem die Entscheidung selbst überlassen.

Durch Beobachtung habe ich festgestellt, dass die Sterne nicht ewig dableiben werden. Ich habe einige der besten zerschmelzen und den Himmel herabrinnen sehen. Wenn einer zerschmelzen kann, können sie alle zerschmelzen; wenn sie alle zerschmelzen können, können sie alle in derselben Nacht zerschmelzen. Diese Trübsal wird kommen, das weiß ich. Ich habe vor, jede Nacht aufzubleiben und sie anzuschauen, solange ich mich wachhalten kann; ich will diese glitzernden Gefilde meinem Gedächtnis einprägen, damit ich später, wenn sie entfernt worden sind, in meiner Vorstellung die lieblichen Myriaden an den schwarzen Himmel zurückrufen, sie wieder funkeln lassen und durch den Schleier meiner Tränen verdoppeln kann.

Nach dem Sündenfall

Wenn ich zurückschaue, kommt mir der Garten Eden wie ein Traum vor. Er war schön, über die Maßen schön, bezaubernd schön; jetzt ist er verloren, und ich werde ihn niemals wiedersehen.

Der Garten Eden ist verloren, aber ich habe "ihn" gefunden und bin zufrieden.

Er liebt mich, so gut er eben kann; ich liebe ihn mit der ganzen Kraft meines leidenschaftlichen Wesens, und ich glaube, das entspricht meiner Jugend und meinem Geschlecht. Frage ich mich, warum ich ihn liebe, dann stelle ich fest, dass ich das nicht weiß und mich wahrlich nicht viel darum kümmere, dies zu wissen; daher vermute ich, dass diese Art der Liebe nicht ein Ergebnis von vernünftigen Folgerungen und wissenschaftlichen Erwägungen darstellt, wie dies bei der Liebe zu anderen Reptilien und Tieren der Fall ist. Und so muss es wohl auch sein. Bestimmte Vögel liebe ich wegen ihres Gesanges; aber Adam liebe ich nicht dank seiner Singerei. Nein, keineswegs. Je mehr er singt, um so weniger kann ich mich damit befreunden. Dennoch fordere ich ihn zum Singen auf, weil ich alles lieben lernen möchte, womit er sich beschäftigt. Ich kann das gewiss lernen, denn zuerst konnte ich die Singerei nicht ertragen, aber jetzt ist mir dies möglich. Die Milch wird sauer davon, aber das schadet nichts, ich kann mich an saure Milch gewöhnen.

Ich liebe ihn nicht wegen seiner geistigen Lebendigkeit. Nein, keineswegs. Er ist nicht zu tadeln, dass er nicht soviel davon besitzt, denn er hat sie nicht selber erschaffen; er ist, wie Gott ihn erschaffen hat, und das genügt. Darin lag weise Absicht, dessen bin ich gewiss. Mit der Zeit werden sich seine geistigen Fähigkeiten entfalten, aber nicht so schnell; übrigens besteht kein Grund zur Eile; er ist gut genug, wie er ist. Ich liebe ihn nicht wegen seines höflichen, rücksichtsvollen Benehmens und seines Zartgefühls. Nein, in dieser Hinsicht hat er mancherlei Mängel. Aber er ist gerade noch gut genug und bessert sich. Ich liebe ihn nicht wegen seines Fleißes. Nein, keineswegs. Ich glaube, er hat ihn in sich, und ich weiß nicht, warum er ihn vor mir verheimlicht. Das ist mein einziger Kummer. Sonst ist er jetzt offen und aufrichtig zu mir. Ich bin überzeugt, dass er mir nichts verhehlt als dieses eine. Es betrübt mich, dass er ein Geheimnis vor mir haben sollte, und es raubt mir manchmal den Schlaf, wenn ich daran denke; aber ich will es mir aus dem Kopf schlagen, es soll mein Glück nicht stören, das andererseits zum Überströmen groß ist.

Ich liebe ihn nicht wegen seiner Bildung. Nein, keineswegs. Er hat sich selbst gebildet und weiß tatsächlich eine Menge Dinge, die nur alle nicht ganz stimmen.

Ich liebe ihn nicht wegen seiner Ritterlichkeit. Nein, keineswegs. Er hat mich verpetzt, aber ich werfe ihm das nicht vor; ich glaube, das ist eine Eigenheit seines Geschlechts, und er hat sein Geschlecht nicht selbst geschaffen.

Natürlich hätte ich ihn nicht verraten, lieber hätte ich mich zugrunde gerichtet; aber das ist wohl auch eine Eigenheit des Geschlechts, und ich bilde mir nichts darauf ein, denn ich habe mein Geschlecht nicht selbst geschaffen.

Warum liebe ich ihn dann? Wohl nur, weil er ein Mann ist.

Im Grunde ist er gut, und darum liebe ich ihn; aber ich könnte ihn auch ohne dies lieben. Würde er mich schlagen und beschimpfen, ich würde ihn weiter lieben. Das weiß ich. Das liegt wohl am Geschlecht.

Er ist so stark und schön, darum liebe ich ihn, bewundere ihn und bin stolz auf ihn, aber ich könnte ihn auch ohne diese Eigenschaften lieben. Wäre er unansehnlich, würde ich ihn lieben, würde für ihn arbeiten, mich für ihn abschinden, für ihn beten und an seinem Bett wachen bis zu seinem Tode.

Ja, ich glaube, ich liebe ihn nur, weil er mein und ein Mann ist. Vermutlich gibt es keinen anderen Grund. Also ist es wohl so, wie ich anfangs sagte, diese Art Liebe ist nicht ein Ergebnis von vernünftigen Folgerungen und wissenschaftlichen Erwägungen. Sie kommt eben - niemand weiß, woher - und lässt sich nicht erklären. Und bedarf auch keiner Erklärung.

So denke ich. Aber ich bin nur ein Mädchen, dazu das erste, das diese Sache erprobt hat, und vielleicht stellt sich heraus, dass ich sie in meiner Unwissenheit und Unerfahrenheit nicht richtig erfasst habe.

Vierzig Jahre später

Es ist mein Gebet und mein Sehnen, wir möchten zusammen aus diesem Leben scheiden. Diese Sehnen wird niemals von der Erde verschwinden, sondern bis zum Ende der Zeiten seinen Platz im Herzen jeder liebenden Frau haben, und es soll mit meinem Namen benannt werden.

Wenn aber einer von uns zuerst gehen muss, so lautet mein Gebet, dass ich es sein möge; denn er ist stark, ich bin schwach, ich bin ihm nicht so nötig, wie er es mir ist. Leben ohne ihn wäre kein Leben. Wie könnte ich es ertragen? Auch dieses Gebet ist unvergänglich und wird unaufhörlich zum Himmel steigen, solange mein Geschlecht besteht. Ich bin die erste Frau und werde mich in der letzten Frau wiederholen.

Adam (auf Evas Grab)

WO IMMER SIE WAR, DA WAR EDEN

Quelle: Das Tagebuch von ADAM und EVA Mark Twain,
Kiepenheuer-Verlag, 1964 vorsichtige Anpassung an die neue Rechtschreibung